Hundert Jahre Mundharmonika

Von Dr. Kurtfritz Will, Klingenthal, Volkswirt R. D. V.

In der Woche vom 8. bis 11. August begeht die sächsische Harmonika-Industrie, die im Klingenthal-Aschberggebiet ihren Hauptsitz hat, ihr hundertjähriges Bestehen.

Es war ein glücklicher Gedanke des Erzgebirgischen Konzertina- und Bandonion-Bundes, seine diesjährige Tagung im sächsischen Musikwinkel abzuhalten und sie zu einem verheißungsvollen Auftakt für die Feier des 100jährigen Bestehens der sächsischen Harmonika-Industrie zu gestalten.

Es wird für die Freunde und Anhänger der Volksmusik sicherlich von Interesse sein, näheres über diese eigenartige und in weiten Kreisen nicht genügend bekannte Industrie zu erfahren, die aus bescheidenen Anfängen heraus sich zu einem bedeutenden Exportzweige der deutschen Industrie entwickelt hat und deren Erzeugnisse im Laufe der Jahrzehnte die musikalische Kultur der breitesten Massen entscheidend beeinflußt haben und noch heute weitgehend bestimmen.

Es war kein bloßer Zufall, daß gerade in diesem landschaftlich außerordentlich begünstigten, landwirtschaftlich aber recht wenig bedachten Grenzwinkel Sachsens eine bedeutende Industrie entstanden ist, deren Produkte heute in der ganzen Welt bekannt sind.

Die riesigen Waldungen, die heute die tief eingeschnittenen Täler nur umsäumen, früher aber in Höhen von 500 bis fast 1000 Metern das gewaltige Bergmassiv weithin überzogen, bildeten auch die Existenzgrundlage für die Gebirgsbewohner, denen die landwirtschaftliche Nutzung des kargen Bodens eine genügende Lebensmöglichkeit nicht bot. Seit langen Zeiten waren daher die Gebirgler an Holzbearbeitung, an Schnitzwerk und Basteln, gewöhnt und ein fröhliches Völkchen, dem die Lust am Gesang und an der Musik angeboren war, ist es auch von jeher, das hier an der Grenze haust.

So fanden die böhmischen Instrumentenmacher, die aus Graslitz und Schönbach im siebzehnten Jahrhundert vor den Verfolgungen der Gegenreformation über die Grenze flohen oder außer Landes verwiesen wurden, eine willige Aufnahme auch im Klingenthaler Bezirk, und bald zogen Klingenthaler Geigenmacher weit hinaus in die Lande, um ihre selbstgefertigten Geigen, Gitarren, Lauten und sonstigen Saiteninstrumente mittelst Ranzen, Schubkarrens oder auch Wagens selbst zum Verkauf zu bringen. Bald folgte die Herstellung von Blasinstrumenten aus Holz und Metall, sowie die Saitenerzeugung, Klingenthaler Geigenbauer, wie Kaspar Hopf und Andreas Hoyer, erlangten hohen Ruf, ihre Instrumente werden noch heute außerordentlich hoch bezahlt. Neben dem Instrumentenbau fanden die Bewohner ihren Erwerb in hausindustrieller Beschäftigung bei Herstellung von Klöppel- und anderen Spitzen, wozu in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Herstellung eines damals sehr beliebten Modeartikels trat, nämlich lackierte Holzkämme, die zum Einstecken in die Frisur dienten und einen ansehnlichen Export erreichten.

Dies Bild änderte sich mit einem Schlage, als im Jahre 1829 der Klingenthaler Geigenhändler Johann Wilhelm Glier auf der Rückkehr von einer italienischen Geschäftsreise in Frankfurt am Main die erste Mundharmonika in naturgemäß noch sehr primitiver Ausführung sah und sofort den Plan faßte, diesen Artikel geschäftlich auszubeuten.

Die Idee der Mundharmonika scheint damals, vielleicht ausgehend von der älteren Maultrommel, in den verschiedensten Gegenden gleichzeitig aufgetaucht zu sein.

Ueber den Erfinder der Mundharmonika besteht noch keine Klarheit. Einige nennen den Schuhmachermeister Weinreich aus Heiligenstadt im Eichsfeld, nach anderen soll Christian Friedrich Buschmann in Berlin als erster im Jahre 1828 Mundharmonikas unter dem Namen „Aura" oder „Mundäolin" hergestellt haben. Demselben Erfinder wird auch die Erfindung der Ziehharmonika 1822 zugeschrieben, der er den Namen „Handäolin" gab.

Glier gründete als Handwerksbetrieb die erste Mundharmonikafabrik in Klingenthal, der bald andere Unternehmungen folgten. Seit Anfang der 15er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden dann auch Ziehharmonikas (Akkordeons), Konzertinas und Bandonions hergestellt. Die Produktion dieser Instrumente hat sich unabhängig von der Mundharmonika-Industrie ebenfalls zu einem bedeutenden Industriezweig entwickelt.

Wenn auch heut noch die Herstellung von Saiten und anderen Musikinstrumenten von Bedeutung für den Klingenthaler Bezirk ist, so ist es doch die Harmonika-Industrie, die der Stadt Klingenthal und den mit ihr zusammengewachsenen Nachbar-

Ausführungen der chromatischen und diatonischen Instrumente sowie auch die Bandonions und Konzertinas gewähren mit ihrem harmoniumähnlichen Klang einen erheblichen musikalischen Genuß und haben sich in der Hand der Meister nicht nur die berufsmäßigen Kapellen und die Varietés, sondern auch bereits den Konzertsaal erobert.

Von der außerordentlichen Vielseitigkeit der Harmonika-Industrie sowie von der Anpassung an den Geschmack der verschiedenen Absatzgebiete gibt die anläßlich der Jahrhundertfeier in der Turnhalle zu Klingenthal veranstaltete Heimatausstellung ein anschauliches Bild.

Heute trifft man Harmonikas in den weiten Pampas Südamerikas genau so wie in den übervölkerten Vierteln der Städte Indiens und Chinas. Die Harmonika begleitet den Seemann auf seiner Fahrt und den Eingeborenen in die Kraals des dunklen Erdteils, sie wandert in die Riesenbazare der nordamerikanischen Großstädte und sie erklingt hoch oben im Norden Skandinaviens. An der Spitze der Absatzgebiete stehen die Vereinigten Staaten, in denen in einem Jahr allein rund 20 Millionen Mundharmonikas abgesetzt worden sind. In den Vereinigten Staaten hat man seit Jahrzehnten erkannt, welch große Bedeutung der bescheidenen Mundharmonika als musikalischen Erzieher der Jugend zukommt, da sie ihr, nach Noten gespielt, nicht nur ein feineres musikalisches Gehör, sondern auch Freude an der eigenen Musikausübung vermittele und dadurch zur Erlernung anderer Instrumente, wie der Geige und des Klaviers, anregt. Erst in den letzten Jahren ist auch in Deutschland diese Erkenntnis erweckt worden, und in schnellem Siegeszuge hat sich das Mundharmonikaspiel die Schulen erobert. Heute bestehen in Deutschland bereits einige tausend Schulorchester.

Zwei Momente charakterisieren die Klingenthaler Harmonika-Industrie: Eine weitgehende Arbeitsteilung und die hausindustrielle Betriebsform.

Die Hausindustrie beruht zum Teil auf historischen, zum Teil aber auch auf lokalen Verhältnissen des Gebirges. Ueber ihre Vorteile und Nachteile ist schon vieles geschrieben worden. Fest steht jedenfalls, daß bei den klimatischen Verhältnissen im Gebirge es nur der Heimindustrie möglich war, ausreichend Verdienstverhältnisse für die Masse der Bevölkerung zu schaffen, wobei als ferneres Moment noch hinzutritt, daß die hausindustrielle Betriebsform eine weitgehende Freiheit ermöglicht, die der Gebirgler mehr schätzt, als die notwendigerweise straffe Disziplin des Fabrikbetriebes. Allerdings hat sich Hausgewerbe und Arbeitsteilung hauptsächlich nur in der Ziehharmonika-Herstellung erhalten, während in der Mundharmonikafabrikation immer mehr die Tendenz zum reinen Fabrikgroßbetrieb zu erkennen ist.

Staat, Gemeinde und Industrie bemühen sich lebhaft, auch durch theoretische Schulung der Arbeiterschaft eine feste Grundlage für die Praxis zu geben. Die bereits seit 1848 bestehende Fachschule für Musikinstrumentenbau in Klingenthal vermittelt diese Ausbildung mit gutem Erfolg und sorgt für das Heranwachsen ausreichenden vorgebildeten Nachwuchses. Ein städtisches Orchester, das nur aus Dilletanten gebildet ist, leistet Vorzügliches und veranstaltet alljährlich Symfoniekonzerte mit ersten Solisten, die hervorragende Anerkennung der berufenen Kritik gefunden haben.

Aus den bescheidenen Anfängen vor hundert Jahren ist durch die Tatkraft einiger Führernaturen und, aufbauend auf der Begabung und Geschicklichkeit der Gebirglerbevölkerung, ein blühender Industriezweig entstanden, dessen Produkte hinauswandern aus den entlegenen Waldtälern an der äußersten Südwestecke Sachsens, in die weite Welt, als Zeugnis sächsischen Gewerbefleißes und deutscher Kultur.

Spanische Lustbarkeiten

Von Ernst von Wolzogen.

Ach, du biederes, nützliches Kamel! Ach, du edles Roß! Der Benzinmotor hat euch den Untergang geschworen. Es ist freilich angenehm und bequem, selbst die steilsten Höhen eines Hochgebirgslandes, wie es die Kanarischen Inseln sind, in sausender Fahrt zu überwinden und in zwei Stunden für lächerlich wenig Geld Wegstrecken hinter sich zu bringen, für die man mit dem Pferdegespann ganze Tage und kleine Vermögen anlegen muß. Aber jammerschade ist es doch, daß die Kanarier, die über ein ausgezeichnetes Pferdematerial, feurige schlanke Araber mit klugen kleinen Köpfen verfügen, ihre schönen alten Reiterspiele, Sortija genannt, nicht mehr pflegen, Spiele, bei denen ein an einem Bande hängender Ring im Vorbeigalappieren mit der Lanze aufgespießt werden mußte. Und auch beim Karnevalsausklang, den man in spanischen Ländern am Sonntag nach Aschermittwoch feiert, vermißt man den alterblühnten Wagenkorso mit seinen herrlichen Gespannen sehr. Wir kamen zu dieser Lustbarkeit in Santa Cruz, der großen quicklebendigen Hafenstadt von Teneriffa, noch gerade rechtzeitig. Kein einziges Pferd ging im Zuge; aber das lackierte Blech der Autokarosserie war ebenso schön und schier bis zur Unkenntlichkeit maskiert wie die spanischen Damen, die darin saßen und sich leidenschaftlich der Konfettischlacht hingaben. Schade nur, daß die strenge spanische Sitte selbst im Fasching die dichte Maske vorschreibt. Als eine unerhörte Freiheit müssen es die jungen Schönen schon betrachten, daß sie an diesem Sonntag Bars und Kaffeehäuser besuchen dürfen.

So wenig es sich selbst die sittenstrengste Spanierin nehmen läßt, sich nach der Weltmode zu kleiden, so wenig will der Spanier selbst in den Wochen, wo in den Kirchen alles schwarz verhüllt ist, auf seine nationalen Lustbarkeiten verzichten. An jedem Sonntag sieht man Knaben eiligen Schrittes zum Circo de gallos streben. In Teppichrollen verhüllt tragen sie ihre Alberweiß gestreiften Hähne zum Kampfplatz. Prächtige Burschen sind diese Streithähne, niedrig gebaut, aber lang gestreckt. Um den Hals tragen sie eine ebenfalls silberweiße Krause, die sich im Zorn sträubt. Sie bekommen kleine Messerklingen an die Sporen und fallen erbittert übereinander her, sobald sie in der kleinen Arena losgelassen werden. Das Blut spritzt, die halbwüchsige Jugend erhitzt sich zu heller Begeisterung für die todesmutigen gefiederten Helden, und die Erwachsenen wetten mit Leidenschaft.

Aber die Krone aller Lustbarkeiten ist und bleibt der Stierkampf. Man kann gegen seine blutrünstige Grausamkeit, diese vier Narren mit roten Tüchern wedelnd um ihn herum! Fort von hier, denkt er, um jeden Preis. Er nimmt einen kräftigen Anlauf und setzt über die fast zweimannshohe Schranke. In dem nur zwei bis drei Meter breiten Gang zwischen Schranke und Mauer stürmt er dahin. Alles, was sich befugter- oder unbefugterweise in diesem Gange aufhält, ergreift die Flucht und sucht sich hinter den hier und dort angebrachten Doppelverschlägen in Sicherheit zu bringen. Die Zuschauer kreischen und lachen, wedeln mit Taschentüchern, schlagen mit Schirmen und Stöcken nach dem Stier. Der findet sich auf einmal mitten in der Arena wieder. Man hat eine Schranke vor ihm geschlossen und einen Torflügel daneben geöffnet; aber der arme Kerl weiß nicht, wie es zugegangen ist. Jemand hängt sich an seinen Schwanz und läßt sich im Sande herumschleifen. Ein anderer Hanswurst packt ihn bei den Hörnern und schwingt sich über ihn hinweg. Der dumme August tänzelt, auf der Gitarre klimpernd, vor ihm her, und als der Genarrte einen Anlauf nimmt, den Frechling aufzuspießen haut ihm der die Gitarre auf den Kopf, daß sie zersplittert. Drei Kerle schwingen sich auf seinen Rücken. Er meint, das Kreuz müsse ihm zerbrochen, er sinkt in die Knie. Zwei von diesen fürchterlichen Menschen halten ihn am Boden fest, einer kommt mit einer gewaltigen Schmiedezange und tut, als ob er ihm damit einen Zahn ausreißen würde. Den vor Vergnügen brüllenden Zwanzigtausend weist er ein blutiges Gebilde aus Pappmasse mit den Hörnern vor. Er kommt wieder auf die Beine, der arme Dulder von einem Stierkalb. Jetzt wird er diesen Quälgeistern zeigen, wer er ist. Er nimmt einen von ihnen aufs Korn, schreitet langsam auf ihn zu und senkt zielend das Haupt zum Stoß. Da — was ist das? Ein stechender Schmerz im Rücken! Man hat ihm starke Widerhaken ins Fell gestochen. Zwanzig Minuten dauert der blutige Hohn, die qualvolle Narrenposse, bis endlich der Degen des Matadors das arme Tier erlöst. Die vier Maultiere schleifen den Leichnam im Galopp durch den Sand hinaus. — Viermal wiederholt sich das klägliche Schauspiel. Abwechslung genug bringen der verschiedene Charakter der Stiere und die Erfindungsgabe der Clowns hinein. Aber das ganze Schauspiel ist doch eine grobe Geschmacklosigkeit, stier- wie menschenunwürdig.

Ich weiß nicht, ob dies von den anwesenden erwachsenen Spaniern auch nur ein einziger so empfunden haben mag. Frauen waren sehr wenige zugegen. Den größten Teil der Zwanzigtausend bildeten Buben aller Gesellschaftsklassen. Sie gaben den Ton an, sie forderten von den Toreros immer mehr Schneid, immer mehr Grausamkeit, mehr Widerhaken ins Fleisch, Feuerwerkskörper darauf und — wenn der Todesstoß der Stierkämpfer — das Messer